

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Schleef, Einar
Tagebuch 1999–2001

Berlin, Wien

Herausgegeben von Winfried Menninghaus, Sandra Janßen und Johannes
Windrich. Nachwort von Johannes Windrich

© Suhrkamp Verlag
978-3-518-42070-6

SV



Einar Schleef
Tagebuch 1999-2001
Berlin · Wien

Herausgegeben von
Winfried Menninghaus,
Sandra Janßen
und Johannes Windrich

Nachwort von Johannes Windrich

Mit Abbildungen

Suhrkamp

Die Edition des *Tagebuchs 1999-2001* wurde gefördert
durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft.

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2009
Alle Rechte vorbehalten,
insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen,
auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz und Druck: Memminger MedienCentrum AG

Printed in Germany

Erste Auflage 2009

ISBN 978-3-518-42070-6

1 2 3 4 5 6 – 14 13 12 11 10 09

Tagebuch 1999

Dear Fina

Thanks for the letter. This is my first English letter with my computer. Now I have the rooms in Vienna, here is no rent, the end of the rooms is the end of November, the chefs of the theater are changing. Please come with Michael. I do not work here in the next time, we can meet us in Berlin ore in Vienna, now I go home for a few days, but I come back. Please give me a letter to Berlin, in Berlin is my Telephone also my Fax 305 44 24, no Fax in Vienna, only Telephone 402 18 31. I hope we see us in Vienna and Berlin.

12.1.99 abends Wien Berlin

22.1.99

Ich schreibe früh 7 mein Tagebuch ab, im Bademantel, friere, kanns kaum entziffern, vertippe mich dauernd, korrigiere, werde nicht wacher, eine Unruhe erfaßt mich, als ob sie aus den alten geklebten Seiten staubt, mich von innen zermürbt, sitze jetzt Stunden danach rum, wie vor den Kopf geschlagen, das erlebte ich, das sind keine toten Buchstaben, als ob sich alles in mir dagegen sträubt, ich verkrieche mich, ich erlebe jetzt nichts, also fliehe ich in die Erinnerung, die mich breitmacht, einfach überrollt, ich müßte längst in Düsseldorf gewesen sein, es sind die gleichen Orte, es ist wieder Frau Stauber, mit der Krach ansteht, vielleicht sogar die letzte Auszahlung, wenn ich das hinkrieg, das wird genauso schwierig wie damals, ich zittere, will nur ins Bett, nach Monaten kam ich nach Berlin zurück, tief niedergeschlagen, so als könnte ich nicht mehr, heute Karte im Briefkasten Polke und Auti in Sri Lanka, ja die schwimmen, mehr wollte ich auch nicht, einmal schwimmen. Zucht und Ordnung, mich an die Kandare nehmen, Meingott wer das noch hinkriegt, arbeiten, ja, ich wühle Tage in meinen alten Sachen, wälze die Blätter hin und her, wie ein neues Buch draus machen, was nicht so anstrengt, mich niederknüppelt, mich rammdösigt macht, wo ich jeden Satz durchhechle, nochmals kotze und verschluckt neu ausspucke, nein, alles wieder von vorn. Erst Düsseldorf, dann Wien und dann wieder die wunderbaren Schauspieler.

23.1.99 Berlin Düsseldorf Berlin

Früh hin, abends zurück, umgebuchter Flug, 2 Tickets.

25.1.99 abends Berlin Wien

30. und 31.1.99

WILDER SOMMER

2.2.99 abends Wien Salzburg

4.2.99 nachmittags Salzburg Wien

8.2.99

17 Uhr Streit mit Peymann, Geld sei da, beschimpft mich, ich wolle nur abzocken, weil ich auf dem Probenstermin bestand, ich wolle nur täuschen und nichts machen, er verausgabte sich so, ich würde besser behandelt als jeder andere Regisseur an seinem Haus vor mir.

Das ist einfach Blödsinn, das Theater hält den Probenstermin nicht ein, schiebt mir irgendwas in die Schuhe, das ist wie beim SPORTSTÜCK, wieso ist das so schwierig, das ist deren letzte Spielzeit und alles geht drunter und drüber, sicher will er für sich jetzt den großen Erfolg mit seiner Uraufführung, aber wie soll das klappen, ich bin kein Intendant, aber sage mir einer, daß er diesen Laden hält, so, wie er mir begegnet, da ist er doch völlig gelähmt, eifersüchtig, kleinkariert, natürlich sucht er seine Feinde, jetzt hat er mich beim Wickel, hoffentlich hilfts, mehr kann ich ihm nicht wünschen, ist blöd, wenn Außenseiter erfolgreich sind, und die Mitte verurteilt sich buchstäblich zum Schlafen, es tut mir sehr weh, aber in der Sache ist er nicht richtig, die stricken sich's wie sie's brauchen und wundern sich, daß da nichts rauskommt, pure Verdrossenheit herrscht, wer arbeitet hier mit Freude, sehe nur gehetzte, fahrigte Gesichter, erkläre ich Beil was, schläft er ein.

11.2.99 Wien Opernball

Die weiße Lady, in Sternen voll, bei der ich die obligatorische Kartoffelsuppe esse, schielt mich an, während Annette englisch sprechend diese Österreicherin aus Dallas attackiert, sie wahrzunehmen, vorigen Opernball trug die Weißhaarige Grün, genauso gepudert, genervt, mit dem gleichen Gesicht einer altgewordenen Barbie, doch darin alterslos jung, ein Münchner Modeschöpfer habe das Sternkleid nach ihrem Entwurf hergerichtet, später posiert sie Fotografen, die auf den Knien kriechen, bis sie will, mir erscheint sie wie ein gutes Gespenst, das in seiner Suppentasse rührt, unwillkürlich hochsieht, einen Fettwanst vor sich, mich, schwitzend in seinem Frack, gut sitzend, aber müde. Früh 5 spendiert Dr. Springer seine übliche Gulaschsuppe, ein Termin, den ich wie voriges Jahr wahrnehme. Die Opernkantine ächzt in Qualm und Durchzug, wir gepreßt im Eck zwischen den angeblich richtigen Besuchern, alle anderen seien schon weg, auch die Disco im Keller ist dicht, einige Leute schoben in den Treppen sich verzweifelt von Termin zu Termin, eher ein großes Gedränge, überall kleine Klübchen, die an ihrem Tisch ihr Essen servierten, in der Loge der Russen Sektkartons bis zur Decke, eng Schoß an Schoß, Kaviar aus der Dose mit Löffeln, dieses sei die georgische Nachtigall, dieser der russische Großtänzer, dieses der Mann, der alles bezahlt, der österreichische Ehemann einer Nobelryassin, die ihrerseits Bilder verkauft, Künstler vermittelt, eben Kontakte, vollbusig tanzte sie später, ich sah von oben zu, neben ihrem Mann, der das mit Genugtuung notierte, Fürsten nickten in den Saal, derweil sich das Fleisch amüsierte.

14.2.99 Wien Berlin

23.2.99

Fax an Peymann. Mit von Loyen gesprochen. Alle Unterlagen abgeschickt.

25.2.99 Berlin Wien

6.3.99 Wien Berlin

7.3.99 Carp und Marthaler treffen.

8.3.99 Berlin Wien

FRAU DDR-PROFESSOR

Da sitze ich in Wien am Abend meiner letzten WILDEN SOMMER-Vorstellung, bin früher von der GOLEM-Probe zurück, glotze sturztrunken Klemperer, seine Tagebücher, seine Frau, den ZDF-Kommentar dazu, den Aspekte-Dienst und sehe Frau Professor Rita Schober, die Klemperer-Nachfolgerin, über ihren Lehrer sprechen. Möchte ein Donnerschlag kommen, da (...) diese Frau, die ich selbst als Lehrerin meiner Freundin jahrelang erlebte, bei ihren diversen Feiern, wo sie ihre Paris-Aufenthalte abfeierte, in einer so miesen Verzerrung von DDR-Verhältnissen, da macht diese Frau in einer Vorfrühlingslandschaft mit Fluß im Hintergrund und viel Pelz heute die Schnauze auf, unter einer Brille und wieder Pelz und redet über ihren Lehrer. Eine Person, die den DDR-Mitmacherkult hochhielt, die das Privileg nicht als anstößig empfand, sondern gerecht, die möglicherweise DDR-Verhältnisse nicht gebilligt hat, aber öffentlich dick unterstrich, eine gesellschaftliche Atmosphäre von annodazumal mit ihren Studenten förderte, förmliche Tanzstunden, an denen auch ich teilnahm, als wären DDR-Verhältnisse auf den Kopf gestellt, als wäre dieses Privilegientheater gerecht, als wäre Frau Professor Rita Schober mehr als ein Popanz, ein Mensch. Nun schwenken wir das Tanzbein, kam über ihre Lippen, während Sabine Kortum, die spätere Autorin einer Brecht-frauenverbrennung, damals noch Kommilitonin meiner Freundin, professorkonform das Tanzbein schwenkte, dieses in der DDR, ein Tanzbein, die Wände müßten zerreißen, die FDJ-Fahne weinen, das Unterste zuoberst sich kehren, nichts passiert, der Fernseher in Wien fackelt auch diese Bilder ab, Meingott, wen rufe ich an, wen ficken, ich halts nicht aus, nicht mehr da meine Freundin, die ehemalige Schober- alias Klemperer-Schülerin, Meingott.

7.4.99 Carp mit Marthaler an der Tankstelle im Regen.

10.4.99 abends Wien Berlin

12.4.99 abends Berlin Wien

17.4.99 abends Wien Berlin

18.4.99 Lesung Mülheim

19.4.99 abends Berlin Wien

1.5.99 Wien Berlin

2.5.99 Berlin Wien

10.5.99

Die Kabbalisten weder eingesungen noch Regieänderungen durchgenommen, sehr wenig vorbereitet, obwohl genau abgesprochen, Krach. Abends probten sie und die Soldaten allein. Verstehe nicht, wie man sich Arbeit derart erschwert, be-greift jeder Grundschüler, daß man Arbeit nicht aufschieben darf, vorallem ist sie an mehrere Personen gebunden, muß man zuerst diesen Bann brechen, arbeiten statt diskutieren, alles andere läuft von selbst.

15.5.99

Herr Springer 90. Sollte eigentlich in Berlin sein, er rief mich hier an, ob ich denn könne, da schicke er mir eine Einladung, es gehe ja noch gut, aber wie lange, schön, daß Sie kommen.

20.5.99 Wien Berlin

22.5.99

Morgens Langhoff. Abends Berlin Salzburg.

23.-25.5.99 Salzburg

Technische Besichtigung der Hallen, umständlich, besser, ich wäre allein, was zu essen, was zu trinken, einfach das für mich ausbrüten, Aufteilung mit Kreide an einem Stock, doch überall steht was rum, ein genauer Überblick ergibt sich nur auf dem Grundriß.

Mai/Juni 99 Wien

VORWORT ZU EINEM BUCH ÜBER STOTTERER

Viel ist vom Fehler Stottern, vom Makel des Stotterns und dessen Einschränkungen in den folgenden Texten die Rede, gut, kaum aber von den Vorteilen, von dem Geschenk des Stotterns, von der veränderten Wahrnehmung, von der intuitiven Stärke der Beobachtung, des Fühlens, der eigenen und der Person gegenüber, warum, haben so wenige diesen Vorzug erfahren, ist nur Anpassung, nur Unterordnung ein Ausweg, nein, jedes Minus ist ein Plus, man muß es nur verwandeln können, in sich die Antwort suchen, nicht in anderen, nicht im Gegenüber, nur in sich selbst ist der Makel zu bekämpfen, zu verwandeln. Suchten nicht viele Gold und einer fand weißes Gold. Das ist keine Positivwendung der täglich erlittenen Erniedrigung, sondern ein Kampf mit der blockierenden Barriere in uns, den aufeinanderschlagenden Kiefern, dem Wegbleiben der Luft, den schwitzenden Händen, den beginnenden Kopfschmerzen, dem verzweifelten Versagen. Alles das erlebe ich wie die anderen, genauso und nicht besser, trotzdem weiß ich, daß ich

bevorzugt bin, daß Sprache nicht tot, sondern lebt, daß ich darüber besser Bescheid weiß als ein fehlerlos Sprechender, daß ich als Regisseur meinen Darstellern die andauernde Lebendigkeit, die andauernde Veränderung von Sprache deutlich machen kann, als Stotternder habe ich dafür ein genaueres Gespür. Ich bin bevorzugt.

Stehe ich selbst auf der Bühne, in vielen meiner Inszenierungen mußte ich einspringen, wenn ein Darsteller erkrankte, mit Textbuch oder gelerntem Text, dann immer gewärtig zu versagen, ich habe oft versagt, trotzdem, wenn es gelingt, gehört in diesem Moment die Bühne mir, mir allein, auch wenn ich mit Partnern arbeite, in genau diesem Moment gehört die Bühne mir, wenn ich meinen Text gut serviere. Servieren, ich nehme ein so ungenaues Wort, eigentlich müßte ich herunterrasseln einsetzen, einen eher folkloristischen Ausdruck meiner Heimat, die Kritik sieht mich nur brüllen oder schreien oder toben. Wenn ich mich gegen meinen eigenen Sprachfehler stelle, lauter werde, unangenehm laut gegen eine Behinderung in meinem Sprachapparat ankämpfe, dann weiß jeder Zuschauer, ich kämpfe, instinktiv habe ich ihn damit gewonnen, er mag sich von den inhaltlichen Absichten meiner Inszenierung trennen, von mir als Person, als stotterndem Darsteller kann er dies nicht. Viele Abende im Theater waren die Hölle, oft stand ich vor Publikum, manchmal kam überhaupt nichts raus, manchmal wurde zurückgebrüllt, bis die endlich mitbekamen, daß ich stottere, und das auf einer großen deutschen Sprechbühne. Warum tut der das, wollen Sie uns schikanieren, eine Unverschämtheit usw. Trotzdem bin ich nicht abgetreten, versuchte das, was die Figur vermitteln soll, an den Mann zu bringen.

Nicht sprechen hilft nicht, eher lauter schreien, das sagte ich Teilnehmern der Westberliner Stotterer-Selbsthilfe, zu denen ich gestoßen war, in der Hoffnung, wenigstens im Westen sprechen zu lernen, nichts, Pustekuchen, neben mir wurden Übungen gemacht, auf dem Boden liegend, das habe ich in einem anderen Text beschrieben, wie die schon Erwachsenen nach ihren Eltern, nach Papa und Mama schrien, warum schreit ihr hier, fragte ich, weil wir draußen nicht schreien dürfen, war die Antwort, und damit hatte ich kapiert, nahm ich die Stotterer ernst, daß ich da nicht hingehörte, sondern richtig schreien sollte, vorallem nicht in einer Übung, sondern im täglichen Leben. Jetzt schreie ich bis zum 4. Rang des Burgtheaters, ich habe was gelernt bei den Stotterern.

Wenn ich behaupte, daß Schauspieler von Sprachgestörten sprechen lernen sollten, klingt das zynisch, aber es ist eine Tatsache, wie das Märchen vom Salz, normalerweise schmeckt die Suppe wie sie ist, ist zuviel drin, ist sie versalzen, fehlt es völlig, schmeckt man das Fade, schmeckt, wie wichtig Salz ist. Vielleicht ist das Märchen hier unverständlich, dann einfach, beobachte sich jeder, was in ihm, in seinem Gehirn, in seinem Mund, Rachen vorgeht, versuche er sich darüber genauestens klarzuwerden, lasse er die Eltern, die Lebensumstände aus dem Spiel, stelle er sich den eigenartigen inneren Vorgängen, beobachte er sie und notiere, das kann kein Doktor, kein Nichtstotterer, nur der Stotterer selbst, dann wird er wissen, was warum in seinem Gehirn stattfindet, wird er den Fehler und den Vorzug erkennen, nicht lösen, aber einen Schritt weiter sein.

Das haben die hier Schreibenden auf ihre Weise begriffen: Manchmal spüre ich

meine Wut ganz stark. Das sind Situationen, in denen ich manchmal laut schreien muß. Aber eigentlich passiert das selten. Ich spüre immer mehr, daß ich die Energie, die in der Wut liegt, in etwas Positives umwandeln will.

Ein anderer schreibt: Es kann sein, daß ich ohne mein Stottern ein ganz anderer Mensch geworden wäre, vielleicht würde ich in einem ganz anderen Leben stecken.

Dem ist nichts hinzuzufügen.

(einige Worte nachträglich geändert)

DROGE FAUST PARSIFAL STOTTERN

Man mag in den eigenen 4 Wänden rasen, in den Tiefgaragen, auf Hotelkorridoren, vor Fernsehern, in Toiletten, Küchen, im Straßenverkehr, aber wenn der Theatervorhang aufgeht, ist diese Welt in Ordnung. Wie ein Stotternder ist die Welt in Ruhe gebracht: Du sollst langsam sprechen. Beruhige dich. Sprich hintereinander. Hol erst Luft. Verschluck dich nicht, atme durch, überlege erst, dann kannst du nochmal von vorne anfangen. Dann geht es wieder nicht. Die Erregung läßt sich auch im Stotternden nicht korrigieren, er bricht seine Antennen ab, er bereitet sich vor, langsam zu lügen, das Innengewebe knickt nicht schnell genug, die Antenne leistet noch Widerstand, verletzt, an der Bruchstelle Blut, er leckt sich den Finger, wütend spürt er den Schmerz, hört seinen Kiefer klappen, der unabhängig von ihm motorisch wird, der Stotternde braucht mehr Luft, wiederholt die einfache Bewegung, bis der Kiefer dem Gehirn gehorcht, bis die Zähne schmerzen, bis das Ohr das Klappgeräusch nicht mehr erträgt und abstellt: Alle sind scheu vor ihm gewichen, Amfortas steht, in furchtbarer Ekstase, einsam.

Der Wahrnehmungsschmerz muß geordnet werden, zuerst eine Verlangsamung, das Gehirn als Besatzer, 2 auseinandergebrochene Tempi müssen neu verschweißt werden, der Vorgang dauert an, er wird geübt, der Stotternde bringt sich in Ruhe, legt sich Bewegungen zu, beim Stehen, vorallem beim Sitzen, in der für ihn zunächst passivsten Haltung, die die meiste Kraft kostet. Er muß sich zurücklehnen, muß Beine und Hände zu einer Form zwingen, in der sich der Oberkörper noch bewegen kann, noch Zuckungen zuläßt, ohne das abzugebende Bild mehr als nötig zu stören. Für den Stotternden ist dieser Vorgang entwürdigend, er beginnt vor den anderen zu lügen, er verbirgt den Knick, verbirgt die Beunruhigung, verbirgt, was ihn vor allen anderen auszeichnet. Für den Sprachgestörten beginnt nicht »Krieg«, sondern Tarnung, zu der sich nur der bekennt, der unter ihr den eigenen Körper nicht verliert, sondern weiß, was die Zerstörung dem Gehirn und dem Körper bedeutet. Der Kurzschluß ist nicht im Mund, er ist zuerst im Gehirn, legt sich dann über den Körper, zuletzt in die Sprache, bricht sie kaputt, sodaß den Sprechenden stärker beunruhigt, ob die Bruchstellen noch aneinanderpassen, denn sie stimmen nicht, das weiß er inzwischen, es gibt keine einfachen Brüche, die man mit Gedankenkleber zusammenpaßt. Natürlich kontrolliert ein Stotterer sich, notiert Bruchstellen, sucht in Wiederholungen Ähnlichkeit, vergleicht, selbstverständlich ist der Gedankensprung zu fassen, doch dabei müßte er über sich selbst stehen, sich von oben betrachten, ein »Gesunder« einen »Kranken« be-

aufsichtigen. Die meisten kapitulieren deshalb, fangen an zu schreiben, lügen
»Zusammenhang« in zeitlich abfolgenden Sätzen. ENDE DROGE

3.-6.6.99 Wien Frankfurt Wien

9.6.99 Wien

DIE FAHRT IM EINBAUM Premiere Burgtheater. Komme nach der Pause, sitze
seitlich Reihe 1 Platz 3. Theater zum Kotzen.

13.6.99 Wien Berlin

17.6.99 Berlin Wien

17.6.99 Wien

Wenn ich mich ins Schreiben zurückziehe, in die Fingerbewegungen, 2 Tage
schwitze, hier in Berlin hocke, jeden Moment zum Telefon renne, verzweifelt den
Hörer hochnehme, der schon in der Hand klebt, das versiffte Ziffernrad anglotze,
weiß ich wieviel Wochen, Monate, Jahre ich hier nicht mehr zu Hause bin, das ist
kein Mensch mehr, der hier wohnt, der zurückkriecht in seine Fickhöhle, in eine
völlig obskure Behausung, wo nichts mehr geht, kein Wasser, weder in Küche
noch Klo, wo keine Waschmaschine mehr ihr Programm durchtickt, wo der Fern-
seher nun Streifen kriegt, wo das Bett, wo beide Betten so schlecht sind, daß ich
darin keine Nacht mehr schlafe, das alles ertrage ich, ich kann nicht mehr, so zer-
rissen, ich will keine Minute mehr hier sein, nur die einzelnen notwendigen Teile
rausreißen, vielleicht alles verbrennen, säubern, auf jeden Fall eine große Reini-
gung, das klingt vermessen, scheußlich und wie ich ansetze zum Schreiben, kom-
men die Worte dazwischen, da bleibt keine Authentizität, die verlangte andere
Worte, da kann keine Fingerkuppe über graue Plastikbuchstaben hüpfen, die
schon unsichtbar werden, ich muß meinen Computer mit eigenen Buchstaben
bestücken, so schnell ging das, so schnell bis sie unleserlich werden und ich
schwitze den wievielten Tag, ohne Brille geht nichts mehr, ich jage mich selbst
durch Berlin, durchs Brandenburger Tor die Umwege zum Deutschen Theater su-
chen, und mir wird dort der höchste Betrag geboten, den ich bis jetzt verdient
habe. Ohne Forderung, einfach so, die nette SED-Dame notiert ihre Beträge un-
tereinander und spart kräftig dabei, ja mindestens 30000 dazu wären angemessen
gewesen.

Ich zittere den ganzen Tag, liege morgens im Bett, will raus, renne durch die Woh-
nung, suche etwas, werfe das hin und her, suche erneut, wie meine Mutter, ich bin
vollkommen sie, das war nicht eine Person, die ich beschrieb, mich Jahre damit
fertig machte, das war ich, jedenfalls jetzt bin ich es, ich wage kaum in den Spiegel
zu sehen, ob ich mich verändere, ihr noch ähnlicher werde, ich ziehe in der Kos-
tümabteilung der Wiener Bundestheater einen roten römischen Priesterrock an,
Original, wie mir das steht, wie die anderen verwundert mich anglotzen, Schritte
zurücktreten und mich fotografieren, ich sehe das Foto später eingerahmt auf dem
Schreibtisch der Kostümchefin, egal was sie damit macht, aber ich sehe nicht mich,

sondern meine Mutter, richtiger, Tante Grete über ihre Billigbrille schielen, ich drehe mich um, gucke doch zurück und erkenne mich wieder, das bin ich nicht, das sind die Frauen meiner Familie, nichts von meinem Vater habe ich, das saß mir gestern im Fernsehen gegenüber, Florian der jüngste Verfassungsrichter, der noch immer nivelliert, er erhalte ja nur eine Vergütung, keinen Verdienst und nicht er, sondern die PDS habe sich ihm angedient, ob das nicht Verrat an seinem Vater sei, jachelt die Moderatorin, die findet doch einen Spalt zwischen Halm und Korn, aber Florian Havemann, jetzt möchte ich nicht mehr seinen Vornamen benutzen, vor dessen allgemein verwendeter Abkürzung ich stets stutzte, sitzt da in seinem Sessel, Herr Scheel ihm gegenüber, und er ist jung, nicht so alt wie mein wirklicher Bruder, aber er ist mein Bruder, und ich, um vieles älter, bin jetzt sein kleinerer Bruder, dem der größere, der meinem Bruder noch mehr gleicht, wie aus dem Gesicht geschnitten, er ist es, jetzt lehnt er sich zurück und meint, die PDS habe ihn aufgefordert und er könne da nicht zurück, er habe lange nach einer moralisch vertretbaren Ablehnung gesucht und keine gefunden, er sei eben Staatsbürger und habe genau darin auch seine Pflicht, da sei er sich mit seinem Vater einig. Ich sehe ihn, Junge du willst in die Politik. Ein so bunter Vogel zum Verfassungsrichter, der, die Moderatorin macht eine Pause, putzen gehe, um seine Familie durchzubringen, wieviel Berufe er habe, sie erstaune das, sie zählt auf, bleibt aber wieder beim Putzen hängen, Künstler, das sei doch nur ein geringer Anteil, ja warum man so Verschiedenes mache, was er damit wolle, er entgegnet, der Sozialismus wolle eine allseitig entwickelte Persönlichkeit und da sei er das einzige Exemplar. Ich reibe mir die Augen, lehne mich auf mein Prokrustesbett, nur so kann man das verlassene Bett meiner Freundin bezeichnen, was einfach in meiner Wohnung leer herumsteht, wie viele ihrer Sachen, die sie möglicherweise noch ihr eigen nennt, die ich aber versorge, ihnen Platz einräume, die ich wie dieses Bett nicht benutze, es stiert mich falsch an, als sei ich dafür nicht geeignet, und über 20 Jahre verhält es sich so, ich flüchte, muß aber wieder zurück, dies ist mein Fernsehzimmer, in dem ich herumlungere, mich wie meine Mutter oder Marianne Hoppe quäle, die, mir entgegen, ausgezeichnete Stunden vor meinem Fernseher verbringen, nur ich nicht, ich strecke mich aus, versuche die Eier zu kratzen, also irgend etwas, was mich ablenkt, aber da sitzt er, Nahaufnahme, wie mein Bruder, als ich ihn zum 1. Mal im Westen sah, vor wieviel Jahren, so alt ist Florian jetzt, ich sehe seinen Ringfinger, die hilflosen Gesten, noch immer zarte Hände, noch immer die Lippen schmal, nicht verwässert, verkommen wie ich, nein, er ist scheinbar wenig gealtert, nähme man das alles von ihm weg, was ihn versteckt, wäre er so jung wie damals, eigenartig, er wirkt heute eher wie eine der Figuren, die er als Westmenschen kritisierte, es gibt noch immer seinen Text, seine Stichworte, die mir heilig waren, er war der Klügere von uns, deshalb der wertvollere, wie Gabi stets betonte, daß ich nur ein Emporkömmling sei, also nichts Gewachsenes, etwas Vergrößertes, unterstelle ich ihr, die, die mich stets auf Händen trug, die, gegen die ich dauernd anrannte, die, die früh in diesem Bett lag, wenn ich arbeiten wollte, die, die ich nicht mehr in meiner Wohnung ertrug, ihren Starrkopf, die Bockbeinigkeit ihrer Fehler, die alles so verdrehte, daß sie recht behielt, die es stets so hinbog, daß Faulheit normal sei, nur bei mir abzulehnen, ich müsse ja arbeiten von innen heraus, was ande-

ren Menschen nicht zuzumuten sei, sie bringe sich zu oft dazu, erreiche zu oft ihre Grenze, etwas, was ich jedem anderen Menschen, außer mir, nachsehen solle, das war es, was uns unterschied, ich kam mir wie der Dauerwischlappen der anderen vor, bevor ich allein wurde, grammatisch falsch, aber inhaltlich richtiger, bevor ich allein wurde, völlig allein war, nur mit wenigen Telefonaten oder Kontakten, über die ich schon froh sein müsse, das riete sie dringend.

Wenn ich schreibe »allein wurde«, ist das inhaltlich richtiger als jede andere Formulierung. Ein Kreuz, daß ich diese für mich richtige Formulierung durchkämpfen muß, ja das sei zu schwierig, überhaupt sei ich schwierig, sowas lese und verstehe man nicht, ich solle mir Leichteres denken, vorallem keine so ungunen Wortumstellungen, so meine Freundin, wie die Maschine läuft, jetzt angesichts der Flughafenster, wie ich zum 1. Mal auf einem Flughafen schreibe, neben mir ein Kostüm eine Zeitung blättert und ich auf genauso grauen Sitzen wie meine Computerbuchstaben hocke, mich zurechtklemme, damit in dieser Andeutung von Schalensitz nicht der Computer wackelt und hinunterfällt. Noch funktioniert er angesichts einer plombierten, unbenutzbaren Steckdose. Ich werde ruhiger, schwitze noch immer, aber ich schreibe, ich habe das, was mich beruhigt zwischen den Buchstaben, das unaufhörliche Antippen der Fingerkuppen, die schon schmerzen, die kribbelnd eine noch andere Erregung weiterleiten, das Flugzeug verspätet sich, der Luftraum von Wien gleicht dem von Frankfurt, aber ich weiß, ich fahre zurück, abends werde ich so Gott will an der Donautreppe hocken, ich werde mir zuerst die Schuh ausziehen, rauchen und dann schwimmen. Ich werde zu Hause sein, die Straße hinunterlaufen, am HUMMEL stehenbleiben, glotzen wer da ist, mal telefonieren, hoffentlich wird es so sein.

18.6.99 Wien

Ich saß an der Treppe, gestern abend und heute früh, ich friere noch bis Mittag, dann werde ich mich anziehen, doch am liebsten einschlafen, ich kam gestern an, nach dem Schwimmen, schon gegen 9 ins Bett, gegen 12 das Telefon, ich stand langsam auf, wollte abnehmen, kehrte um, versuchte einzuschlafen, lag auf dem Sofa vorm Fernseher, ich bin müde, sehr müde, dann kroch ich ins Bett.

Große Beklommenheit im Theater, ein großes Einpacken, Abschiednehmen, aber gedrückt, jeder kriecht in sich, als habe das, was dort stattgefunden hat, nicht stattgefunden oder nicht stattfinden dürfen, als habe auch dieser Intendant seinen letzten Trumpf verspielt, als leide darunter ein ganzer Betrieb, so zerknirscht, genau zur selben Zeit thront der neue Intendant in seiner Pressekonferenz, gibt seine neuen Devisen raus, ich begegne Claudia, die mich schief an-guckt, als sei ich gleich mitabserviert, als gäbe es da keine Verbindlichkeiten. Sicher, der neue Intendant ging mir wo er nur konnte aus dem Weg, das war so bei unserem 1. Treffen zufällig, am allerersten Abend, als ich in Wien war und er nicht wußte, daß ich gegenüber arbeiten würde, wir standen vor dem Rathaus in einem Schubert-Chorgemeinde, er meinte, sowas könnte ich auch gebrauchen, und stracks setze ich das auf der Bühne um, danach begegneten wir uns wiederholt,

aber ohne ein Zeichen von ihm, sauer fast, wie eine Beleidigung, wenn er mich ansehen mußte.

Tagelang war ich von der Handke-Premiere gedrückt, ich versuchte mir Luft zu machen, aber meine Bedrückung, daß ich das nicht einfach wegzuschieben vermochte, verstanden die anderen nicht, sondern sahen mich nachtragend, ja unangemessen reagierend, wie man sich mit einem solchen Schund so nachhaltig beschäftigen, das müsse einem ja Kraft abziehen, die ich jetzt dringender bräuchte denn je, denn jetzt wäre meine Zeit, jetzt müßte ich ran und nicht rumtrauern oder verbittern oder das diesem Intendanten anhängen, daß ich hier gescheitert sei, das wäre mein Problem, aber gründlich und unreparierbar, und was ihn betreffe und seinen Teil daran, darüber sei überhaupt nicht zu diskutieren, das habe man 13 Jahre erlebt, darum feiere man seinen Abgang.

Premiere. Ich saß auf meinem Platz, der neben mir schlief, wachte auf, schlief wieder ein, einen Sitz weiter Peymanns Frau Schneider, die mich anstarrte, als ich nach der Pause kam, ich hätte es wohl nicht geschafft, vor der Pause sollte es noch langweiliger gewesen sein, man müsse jetzt abwarten. Und dann kams mit Schaufeln, nicht mit Löffeln, was sich da als deutsche Schauspielkunst auf der Bühne bot, war unsäglich, genau das Dilemma zwischen dem, was der Künstler von sich denkt, was er umzusetzen vermag, und seiner völligen politischen Bedeutungslosigkeit, wo nur noch übrigbleibt, daß er am Schluß der Vorstellung die Mütze aufhält und sammelt und immer noch meint, er helfe den anderen, wer weiß ob je das Geld irgendwo ankommt, in die richtigen Hände sowieso nicht, eher werden die fälligen Großbankette noch mehr gefüttert, wird Luxus in Waffe und Uniform maßgeschneidert, wird zäher Durchhaltewille konsequent auf- und abgebaut, wer weiß was dort unten los ist, an meine Sarajevo-Reise vor Jahren wage ich nicht zu denken, ich sitze am Ende wie ein geschlagener Hund auf meinem Platz, besser in meinen Platz zurückgedrängt, gestoßen, als müßte ich diese Ohnmachtswave über mich ergehen lassen, wie ein Verurteilter diesem Verbrechen beiwohnen, daß es sich hier nicht um einen x-beliebigen Theaterabend handelt, wurde im Vorfeld lautstark geklärt, das sei der Höhepunkt einer Intendantenlaufbahn, der offizielle Abschied vom Politischen Theater, diese Inszenierung verweist zurück, macht mir jedes Gespräch mit den Inszenatoren unerträglich, noch verlogener, noch korrupter, daß selbst mein Text vom THEATER-SAUBERMANN angesichts dieser Vorgänge lächerlich erscheint, niemand spricht davon, es ist eben passiert, der Verrat am Theater.

Ich im schwarzen Anzug mit knallblauem Notebookkoffer, wie ein Eintreiber, einer der windigen Regiegesellen, die nur Kohle machen, am Schluß winkt mich die Jelinek zu sich rüber, die in ihrer Loge in vollendeter Haltung eine Premiere abnahm, jeder konnte sehen, daß sie da ist, nicht zurückgezogen, sondern in Vollhaltung, ich bin da, keinen Moment ließ sie daran zweifeln, daß das auf der Bühne ein unsägliches Ding war, wie sie notgedrungen klatschte, mit einem Ekel, den nur ihre Haltung übertünchte, wie sie dann mit mir sprach, wie sie sich hinunterbeugte, wie ich aufrecht vor ihr stand, wie das alle sahen und sehen sollten, daß sie sich zu mir beugt und laut sagt: Da waren wir besser. Wie die Umstehenden dieses aufgriffen, wie sie sich in dieser Art bei mir nochmals bedankte, jetzt öffentlich, wie

ich mir verloren vorkam und linkisch, wie ich dann hinter ihr herlief, die Kantine betrat, nochmals ein Beweis unserer Zugehörigkeit vor den anderen, wie wir durchgingen ganz nach hinten auf meinen Platz, den ich während der Inszenierungen einnahm und nicht wie heute, wo ich unter den anderen im vorderen Raum sitze, nur damit ich wahrgenommen werde, ich bin ja noch immer da. Wie sie später nicht zur Premierenfeier wollte, sondern neben mir in der Kantine blieb, vor versammelter Mannschaft bekannte, daß sie ein Stück für mich schreibe, das ja in Berlin usw. In der Kantine ließ sie den Ekel nicht mehr gelten, sondern ging zur Tagesordnung über, zu den zu klärenden Dingen, das wäre tatsächlich schlecht, basta, aber in der gegenwärtigen Situation wohl nicht anders hinzukriegen, sie verabschiedete sich, schob mich mit der Rocholl ab, die uns mehrmals fotografierte, die wiederum Handke suchte, der mich dann wie ein geprügelter Hund ansah, als ich nach Hause ging, wie als ob er sich festhalten wollte, und ich in meiner Borniertheit nutzte nicht den Augenblick, ich hätte ihn erinnern können an ein Silvester 1900 und an WUNSCHLOSES UNGLÜCK, das mir nicht das Leben gerettet, aber doch eine Verankerung gewesen war, wie ich jeden seiner Sätze hinunterkaute, von einem anderen, einem scheinbar leichteren Westleben, einem aber auch sang- und klangloseren Elend seiner Mutter, im Gegensatz zu meiner damals noch lebenden, bis zu ihrem grausamen Tod.

Wiederholt machte ich mir Vorwürfe, einfach faul zu sein, kein Tagebuch-Chronist zu sein, wo sich mir ja die Sachen einfach aufdrängen, wie ich scheinbar nicht kapieren will, wie ich stets die romantische Variante für mich sondiere, mich damit begnüge, nicht wahrhaben will, was ich empfinde, ich lebe unter Verbrechern und ich bin einer von ihnen, nichts anderes, nichts mit Unschuld und wir wußten nicht was passiert, ich bin taub geworden und sehe um mich nur Taube, keine Gefühllosen, sondern Empfindungslose, wie ich mich an einen fiktiven Wert klammere, den ich erringe, für den ich kämpfe, der mich eigentlich frei machen sollte und mich noch mehr versklavt, ich folge keiner Passion, weder dem Schreiben, dem Inszenieren noch der zwittrigen Liebe, sondern angstvolles Beiseiteglotzen beherrscht mich, so starr, als habe man mir das Weggucken dauerhaft verordnet, die Ohnmacht, unter Wegguckern zu leben.

Aber ich gucke weg, ich stehe nicht auf und sage, was soll diese Geste, was soll dieses Wort, warum meinen Sie, daß ich usw.

Die Schwierigkeit ist, daß ich solche Äußerungen nicht machen darf, um in der Mitmachergesellschaft zu existieren, mir nicht sinnlos das Grab schaufle aus einem Bekenntnisdrang, der genauso verlogen und ungerechtfertigt ist, ich mich vielmehr gegen die damit stelle, die wie ich das letzte Bißchen zusammenhalten, damit überhaupt sowas wie Sprechtheater überdauert, das schreibe ich im selben Moment, wo der neue Intendant hier verkündet, daß alles, aber auch alles auf die Sprache gestellt wird, sicher etwas, was er von mir verstanden hat und mich darum um so entschiedener ablehnt. Sprache, als sprächen diese Leute noch, als würde unter dem Lack und Leder überhaupt sowas wie Sprache existieren, der unbeugbaren Aalglattheit.

Wer wird das verstehen, wenn ich aufgeregter gestikuliere, Reich-Ranicki unterbreche, daß er hier Unsinn redet, übergebührlich läßt Rühle sich im Darmstädter Theater feiern, der ansteigende Saal halbvoll und ich wieder in meinem schwarzen Anzug, mich dafür umziehe und im Umziehen merke, daß das richtig ist, ich ziehe den Anzug wie eine Kampfansage an und das passiert dann, der Großkritiker wettet über den neuen Frankfurter FAUST, der wäre entsetzlich, sowas könne man sich nicht antun, die jungen Leute ja, aber die müßten lernen und er habe endlich erreicht, daß es keinen 2. Teil gäbe, Forsythe sollte wenigstens sein Auge drauf haben, wenn ja das Ärgste verhindern, und der habe ein Bonmot gemacht: FAUST ja, aber ohne Worte. Nun holt der Redner zum 2. Schlag aus, FAUST ohne Worte, was ist dann Goethe usw, alles sitzt still und läßt labern, so scheint es, aber es ist die gleiche Hetzkampagne wie gegen mich, wie gegen die Darsteller, Wuttke sitzt da mit Familie und leidet oder thront, jedenfalls kein Wort dagegen, nichts, nur vorher die Dankesrede, die wie MTV klingt oder mieser, wenn die ihre Awards kriegen.

Schon in Wien wars schrecklich, am Ende der Kainz-Medaillen-Verleihung hielt der Jungburgschauspieler das Schlußwort, nicht ich, der quasselte genauso lustig und mit seiner Frau und seinem Kind und alles in Butter und jedesmal gab man die Blumen an die begleitende Frau, die gerührt im Hintergrund unter der Holztäfelung weinte, jedenfalls Hitze ausstieß, die wie Tränen wirken konnte, und ich hatte keine Frau, keinen Bubi, keinen Hintergrund, der die Blumen verdiente, sondern nur eine keifende Dramaturgin Thiele, die mir die Blumen dann abnahm, scheinbar zu faul, welche zu kaufen, dann die wiederholten Klagen, daß die Blumen dieses Preises, genau dieses Preises ja anderen Frauen gehört hätten, die in meinem Inneren ist nicht da, ist nie mehr da, dann ist es egal, am besten ein Schnuppi korrupt von der Straße, das alle als Zuhälter und Wichser kennen, oder meine 500 Motten, die sich jetzt aus der Schönborngasse zu einem Kondolenzflug ins Rathaus aufmachen, denn ihnen gehörten eigentlich die Blumen und meine suchende Liebe, wenn ich wieder eine entdecke, gleich 3 neue, als ich das Bett nach meiner Ankunft bezog, alles frisch gewaschen und voller Motten. Danke, daß ihr noch da seid, sonst klingelt nur nachts das Telefon, wenn versoffene Portiers ihre Ration Wodka abholen wollen, aber nicht den Schwanz steif kriegen oder abspritzen, damit wenigstens ich noch weiß, warum ich meine Hände betätige, also es klingelt wie erwartet, ich taumle aus dem Bett, kehre um und versuche wie beschrieben zu schlafen, da schaltet sich der Fernseher ein.

Ich unterbreche den deutschen Großkritiker, der so oft Besprechungen von mir unterdrückt, gestrichen, inhaltlich ihm passend gradegerückt hat, weggelassen, klar verboten hat, daß die und die Person je wieder etwas über mich schreibt, nicht solange er das Sagen hat, wie mir die Betroffenen ihre Originale zuschicken, fast entschuldigend, als wäre ihnen das nicht wirklich passiert, als würden sie nicht genauso geprügelt wie ich, sondern könnten sich in einem anderen Blatt besser behaupten, was nur für diesen Moment Trost ist und genauso erfolglos endet, mit der nächsten Zusendung und der nächsten, bis sie ganz unterbleibt und ich verbittert feststelle, daß die aufgeben, daß da kein Durchhaltewille ist, sie aber in jeder Begegnung beteuern, daß sie mich unterstützen, nur müsse ich durchhalten, es sei ja

noch Zeit und ewig werde sich das Regime dieses Kritikers oder eines anderen Vorgesetzten sowieso nicht halten, wie oft habe ich das gehört, wie oft sollte mit mir eine größere Veröffentlichung vorbereitet werden, wie oft wurde sie und wie oft kam sie nicht. Leider, wie behauptet wurde, leider, bedauerlicherweise, die wollen etwas anders, die wollen nicht Sie.

Ich unterbrach den Großkritiker in seiner Hetze, die jetzt anderen Regisseuren galt, jüngeren, die sich genau wie ich freistrampeln mußten, denen wollte er an den Kragen, ihnen das Handwerk legen, und wie er das vorführte vor den ihm eingeweiht Scheinenden, die kein Maul aufmachten, stattdessen schwiegen, jedoch in einer anderen Geburtstags-Broschüre den Einsatz dieses Intendanten, Günther Rühle, der jetzt 75 geworden, ohne Amt dh ohne Professorentitel, groß feierten, daß er sich für den übel bescholtenen Schleef einsetzte, seitenlang mit den Hinweisen, daß man dieses Unkraut nun als »genialisch« propagiere und man sich nun gegenseitig dieses Lorbeerlaub ansteckte, der, der es gefördert, und der Kulturdezernent, der das ertragen, ich unterbrach den Großkritiker, sicher, man kann mein Vorgehen tadeln, jedoch meinen Anspruch nicht, dh den Inhalt, wie Luther stand ich da, ich kann nicht anders, so schrie ich laut Protest, Rufmord, Hetze, dieser Großkritiker kam danach zu mir angeschlichen und sprach von Toleranz, die es in Deutschland nicht geben würde, schmierig, als wüßte er nicht, daß ich 1944 geboren wurde, daß ich also von diesen ganzen Vorgängen, die er anmahnte, nichts, rein gar nichts wußte, sondern nur in seinen Haßtiraden das Hassenswerte wiedererkannte, welches in meinen Eltern, eben in den Erwachsenen versteckt schien, was sie zu verbergen suchten, genau wie ich heute meine Sexualität und hoffe, daß es doch gegen 12 klingelt, aber 12 ist vorbei, sie sitzen irgendwo und ich bin viel zu faul, mich anzuziehen, sie zu suchen oder irgendeinen anderen anzuquatschen, sondern es passiert wie immer nichts, ich sitze über meinem Computer, daneben läuft der Fernseher, meine Fingerkuppen treffen die Buchstaben, ich sehe nicht in den Schirm, ich schreibe automatisch, wieder hält ein Auto, bremst, aber es klingelt niemand, ich zucke, niemand, ich bin einfach für die Nacht nicht gefragt, ich bin aussortiert, vielleicht erst gegen 4, wenn sich andere Idioten an meiner Klingel einfänden, vorüberschleichen, meine Flaschen sind noch voll, auch meine Schokolade, die ich einem anderen beim Ficken in den Rachen schob, während mich die Kostümchefin ausführt, (...) vorallem wenn andere das sehen, ich in mich krieche, als sei ich verwundet, das bin ich, die dann doch nach Hause fährt und mein Leib keine Ruhe findet, sondern sich erneut auszieht, sich nicht auf dem Sofa vorm Fernseher zur Ruhe bringen läßt, sondern ich schreibe, nach der soundsovielten Liebeserklärung, nach dem soundsovielten Hunger, nach der soundsovielten Frage, ob ich schwul bin, eröffnet mir diese Frau, diese Frau müßte ich schreiben, daß sie morgen abend selbstverständlich auch eingeladen sei und den und den hinführen müßte, da sie nicht wissen konnte, daß ich zurück in Wien sei, wie einfach wäre es abzusagen, halte ich dagegen, ja schon, aber sie will dabeisein, vorallem mit mir, damit sie mich öffentlich antatscht, ausführt, damit sie mir diesen wie jeden anderen Abend versaut, wie komisch, sie könnte neben mir auf der Treppe sitzen, eben ein Mann, eine Frau, die da ihr Auto hat, wir würden im Kalten liegen, ich gerade aus dem Wasser, das an mir ablief, der kalte Zug von der Autostraße her, aufstei-

gender Dunst vom Wasser, wie ich vorgebeugt aus dem Wasser die Stufen hochkrieche, wie es mir zwischen den Schenkeln zerrinnt und ihre Hand mich abtrocknet, nein, sie diskutiert ihre und meine Sexualität, was andere darüber sagen und dichten, statt daß sie zupackt, aber ebendies sei ihre Sache nicht usw, sie sei eben ein katholisches Mädchen aus einem sehr reichen Haus, das fresse ich, umarme sie und schleppe mich hoch vor den Fernseher, vor dem ich mich besaufe, der Computer rettet, ich schreibe, nachdem ich DON GIOVANNI mit Muti ertrug, neben ihr, in mich gekrochen, dann einen Gangplatz bekam, mir dauernd schlecht wurde oder Husten, ich hielt mich, denn sonst, so sie, wäre keine Regie in der Staatsoper, während auf der Bühne kostümierte Müllhaufen wankten, die sich von Treppenstufe zu Treppenstufe schoben, streng in Aktion, in einer italienischen Bühnenkulisse, vom italienischen Regisseur, der angeblich rund um die Welt reist und hier einen DON GIOVANNI absondert, ich hielt mich gerade, solle nicht lachen, während neue Müllhaufen die Bühne bevölkerten, schon beim 1. Schlag der Ouvertüre kein Mozart, nach dem 3. auch nicht, später, hoffte ich, aber vergebens, Ozawa saß neben uns, mit der Taschenlampe, der wird das dann genauso dirigieren, saft- und kraftlos, keine Überzeugung, keine Interpretation, sondern light, ohne Zucker, nur Zusatzstoffe, angeblich Mozart, und wie schön die gesungen hätten, dabei stimmte überhaupt nichts, zu viel Pappe, kein abprallender Ton, sondern er ersoff in Porösem. Kein Orchester, das schien die Ohren abgeschraubt, nur unser Bühnenorchester, das vom GOLEM, spielte besser, ja es spielte mehr Muti als Schleef, einfach, sie spielten besser und waren mit der gleichen Musik hier die besten Kräfte, an denen konnte ich eine Steigerung feststellen, ganz entgegengesetzt zu ihrem ranzigen GOLEM-Einsatz. Selbst wenn ich die Buchstaben des Bildschirms nicht mehr erkenne, kaum hochblicke, mich auf den Fernsehton konzentriere, wie lange hält diese GIOVANNI-Ohnmacht stand, ich müßte aufstehen, tanzen, aber wer tanzt mit mir. Niemand. Ich bin allein die wievielte Nacht, allein, egal welcher Portier neben mir liegt, (...) nur nicht allein, das erlebe ich in Wien, in New York stieg ich jetzt auf das Fahrrad, was unten vorm Haus stand, ich nach der soundsovielten Nacht noch immer nicht ruhig wurde, niemand klaute mein Fahrrad. Es stand da, ich brauchte nur runterzugehen, am Polizisten vorbei, der meist schlief oder sein chinesisches Essen aus Pappe futterte, der winkte, nickte, der bei der jüdischen Frau mit den Hunden fernsah oder vor seiner eigenen Glotze einnickte, es waren gute Nächte in New York, in Wien erwartet mich nur das Fenster, die mich lieben, sind überall, in der Überzahl, nur ich bin allein, der Fernseher schreit von Giftspinnenbissen. Das sah ich 3 Stunden lang, keine Sänger, keinen Dirigenten, keine Einstudierung, wandelnde Müllhaufen, besser Mülltonnen in immer neuen Ecken, Vorhängen, Prospekten, einer wie der andere Scheiße, so, wie man das überhaupt nicht machen darf, aber die Inszenatoren sind jahrelang ausgebucht, rund um die Welt, man könne froh sein, so die Kostümchefin, daß man ihrer habhaft werde, so ausgezeichnet sei ihre Arbeit und so schikanös. Sie nähme lieber 3 meiner Arbeiten, das sei erholsamer und bildender, also kein Kompliment.